



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“  
 G. u. V., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(In der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 14, 16-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitete ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ — „Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre.“ — „Und sie fingen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weilerhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen.“ — „Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein.“ — „Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig.“ — „Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Häute, und nötige sie, hereinkommen, damit mein Haus voll werde.“ — „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.“

Die Kirche Jesu Christi.

I.

„Ich will eure Festlieder in Trauerlieder und eure Festtage in Thrärentage verwandeln,“ — also sprach der Herr einst durch den Propheten zu Seinem Volke. Die Schwere dieses Wortes, lieber Leser, haben auch wir alle nun zu tragen. Die schönen Hymnen des hochheiligen Fronleichnamsfestes verklingen diesmal in einem Schmerzensruf, der in unserer weitausgedehnten Erzdiöze, ja, in der ganzen Welt wiederhallt. Unser geliebter Oberhirt, Erzbischof Hubertus, ist am 23. dts. Mts. um Mitternacht von Jesus Christus, dem Hirten und Bischöfe unserer Seelen, in das Jenseits abgerufen worden.

Der Herr kam schnell und unerwartet; doch Er fand Seinen Knecht wachend. Unsere Trauer aber ist eine heilige und gerechte. Unsere könlliche Erzdiözese hat ihr würdiges Oberhaupt, die Herde ihren treuen Hirten, unser katholischer Glaube einen hervorragenden Bekenner verloren.

Am 24. Oktober 1899 jubelten wir auf, als die Nachricht von seiner Erwählung zu uns gelangte; am 20. Februar 1900 zog der Erwählte in den altherwürdigen Dom ein, um den Hirtenstab aufzuheben, der der Hand des greisen hochheiligen Kardinals Philippus entglitten war. Und nun sind kaum zwei Jahre vergangen, da steht die Erzdiözese, einer trauernden Wittve gleich, bereits wieder an der Bahre ihres geliebten Oberhirten. Es ist, als ob der Herr uns das Wort zurief, das einst dem auserwählten Volke galt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.“

Fürwahr, die Erwägung gerade dieses

Wortes ist geeignet, unsern tiefen Schmerz zu mildern. Und wie wir am Fronleichnamsfeste Jhu, der Sich nennt „das Brot, das zum ewigen Leben nährt,“ im h. h. Altarsakramente angebetet haben, — so hat, mit diesem Himmelsbrote erquickt, Erzbischof Hubertus den „Sieg über die Welt“ errungen.

Allein diese erhebende Zuversicht entbindet uns keineswegs von der frommen Pflicht, für den im Herrn Vollendeten die Opfer heiliger Liebe und Dankbarkeit durch unsere Fürbitte namentlich bei der Feier jenes hochheiligen Geheimnisses darzubringen, mit dem der Oberhirt sich zum Heimgange stärkte und scheidend das Vorbild des sterbenden Gerechten hinterließ.

Beim Antritt seines hohen Amtes hatte der nunmehr verewigte Erzbischof eine seiner ersten Ansprachen dazu benutzt, um sein „Programm“ darzulegen: „Wie bisher (hatte er gesagt), so soll auch in alle Zukunft mein einziger Ehrgeiz sein, den Ruf eines treu-katholischen Bischofes mir zu wahren!“ — Fürwahr, ein schönes Wort, — und der Erzbischof hat es zur That gemacht! Das bedarf für unsere Leser einer weiteren Darlegung nicht.

Eine hohe Stellung bekleidet der Bischof in der Kirche Gottes, für die der Heiland allerdings die „monarchische“ Form gewählt, nach dem Muster der triumphierenden Kirche im Himmel: Ein Hirt und eine Herde! Tausende von Gestirnen, harmonisch gruppiert, drehen sich um einen einzigen Mittelpunkt. Dieser Mittelpunkt ist Petrus, es ist sein Nachfolger, der Papst, der darum der Kirche niemals abgehen kann sowohl auf dem Gebiete der Wahrheit, wie auf dem

Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. Juni. Zweiter Sonntag nach Pfingsten. Simeon, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 14, 16-24. Epistel: 1. Joh. 3, 13-18.
  - St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Elementarschulkinder. • St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion für die Martinstraße. Während des Monats Juni ist jeden Abend 1/8 Uhr gestiftete Herz-Jesu-Andacht mit Segen. • Ursulin-Klosterkirche: Gemeinschaftliche heilige Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 2. Juni. Erasmus, Martyrer.
- Dienstag, 3. Juni. Morilde, Königin.
- Mittwoch, 4. Juni. Florian, Martyrer.
- Donnerstag, 5. Juni. Bonifatius, Erzbischof und Martyrer.
- Freitag, 6. Juni. Norbert, Erzbischof u. Ordensstifter. Fest vom hl. Herzen Jesu. • St. Andreas: Abends 8 1/2 Uhr Predigt, 7 1/2 Uhr Sühne-Andacht. • St. Lambertus: Schluß der Fronleichnamsoktav. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nach demselben feierl. Prozession über den Stiftsplatz. • Karmeliteressen-Klosterkirche: Fest des hl. Herzens Jesu. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 1/8 Uhr Predigt, darnach Festandacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Sonntag, 7. Juni. Robert, Abt.

Gebiete der Gnade, — und dieser Hirt soll über alle Seelen, die zur Kirche Jesu zählen, eine königliche Macht ausüben.

Allein der Papst konnte unmöglich alle in bleiben; wie hätte sich da seine Thätigkeit auf alle die Millionen Seelen erstrecken können? Freilich hätte der Papst alsdann sich seine Gehlfen nach freiem Ermessen erwählen, berufen und wieder absetzen können — falls ihm der Herr die Vollmacht dazu verlieh. Allein das wäre doch eine allzu „menschliche“ Einrichtung gewesen; es hätte den so Berufenen zu wenig Göttliches innege- wohnt.

Darum schuf der Herr neben dem Papst- tum sofort auch den Episcopat: Er schuf auch ihn ewig und unzerstörbar, wie das Papsttum, — verlieh ihm jedoch eine mindere Gewalt. Er selbst wählte die ersten Bischöfe — die Apostel — und bildete sie insgesamt zugleich mit Petrus, dem ersten Papste, aus. Da haben wir nun fast die nämlichen Einsetzungsworte; da ja in der That die Aufgabe wesentlich die nämliche ist: „Wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch“ (Joh. 20, 21). „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!“ (Mark. 16, 15.) „Wer euch hören, der hören Mich, und wer euch verachtet, der verachtet Mich“ (Luk. 10, 16).

Durch diese und andere, dem Leser wohl- bekannte Worte hat der Heiland den Epis- kopat eingesetzt, der zugleich mit Petrus, aber unter dessen Oberleitung, die See- len weiden und regieren sollte. Mag zwis- schen den an Petrus und den an alle Apostel gerichteten Worten eine nicht zu leugnende Aehnlichkeit bestehen, so ist doch der Unter- schied nicht minder unverkennbar. Manches sagt der Herr nur zu Petrus; und was Er zu den Aposteln sagt, ist immer zugleich auch an Petrus gerichtet.

Abgesehen von diesen (ich möchte sagen) formellen Unterschieden, treten auch gar manche sachliche hervor. Zu Petrus hatte der Herr gesagt: „Auf dich will Ich Meine Kirche bauen; — zu sämtlichen Aposteln sprach Er: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Zuerst erbaut Er auf Petrus, als den Grundstein, Seine Kirche; hierauf regelt Er ihre Entfaltung nach außen. — Er hatte zu Petrus gespro- chen: „Alles was du auf Erden bin- den wirst“; das Nämliche sprach Er zu den Aposteln.

Da haben wir die nämlichen Worte zuerst an Petrus allein, hierauf an alle Apostel, in Vereinigung mit Petrus, gerichtet. Als Jesus endlich die Worte sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker“, — da wandte Er sich weder an Petrus ohne die Apostel, noch an die Apostel ohne Petrus: eine solche Trennung wäre eben unmöglich. Er richtet sie an die Apostel, mit Petrus in jener Weise vereint, die er vom himm- lichen Vater ersuchte: „Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die Du Mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie Wir es sind!“ (Joh. 17, 11).

Der Papst läßt sich mithin ebensowenig von den Bischöfen trennen, als umgekehrt die Bischöfe vom Papste. Sie werden, kraft der Anordnung des Sohnes Gottes, stets vereint sein, jedoch so, daß die Bischöfe dem Nach- folger Petri untergeordnet sind. Diese Ein- heit aber, die sich so wunderbar dokumen- tiert durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, bildet jenen Felsen, dem die Pforten der Hölle machtlos gegenüberstehen.

S.

### Vulkanausbrüche.

Von J. W. Feldhaus.

Die Nachrichten von dem Unglück, das zwei der kleinen Antilleninseln durch Vulkanaus- brüche getroffen hat, lenkt die Erinnerung

einerseits auf die Mitwirkung vulkanischer Vorgänge bei der Gestaltung der Erdober- fläche, anderseits aber auf das viele Elend hin, das die feuerpeinenden Berge schon über die Menschen ausschütteten.

Die Mitwirkung vulkanischer Thätigkeit bei der Veränderung der Oberfläche unseres Pla- neten erkannte zuerst der schwedische Gelehrte Celsius in der ersten Hälfte des 18. Jahr- hunderts. An der Küste seiner Heimat hatten die Bewohner schon lange ein Zurückweichen des Meeres beobachtet. Celsius fand diese Annahme jedoch in Widerspruch mit derjenigen der Bewohner der gegenüberliegenden dänischen Küste, die eher eine Steigung des Wassers beobachtet haben wollten. Er erkannte da- raus, daß die Veränderung des Wasserpiegels nur eine scheinbare sei, daß der Boden sich vielmehr durch vulkanische Vorgänge hebe, beziehungsweise senke.

Solche Vorgänge vollziehen sich jedoch nicht immer ruhig. Diese unterirdisch brodelnde Feuermasse hat sich Schöte gebildet, durch die sie mit der Oberfläche in Verbindung steht. Wir kennen heute deren noch viele Tan- sende, die 323 vulkanischen Herden ange- hören.

Aus dem Umstande, daß in Europa nur drei solcher Vulkane in der geschichtlichen Zeit bekannt waren und daß diese drei nur in sehr großen Perioden in Thätigkeit traten, ist es herzuleiten, daß wir uns das schrecklichste aller Naturereignisse kaum vorzustellen ver- mögen. Regen und Ueberschwemmung, Miß- und Feuersbrunst, Kälte und Dürre, Krieg und Seuchen vermögen nicht in so kurzer Zeit die gewaltigen Wirkungen hervorzu- bringen, die der Ausbruch der unterirdischen Gluthen des Gottes Vulkanos mit ihren alles erschütternden Gewalten leider zu oft gezeigt hat. Kein anderes Naturereignis vernichtet aber zugleich so vieles Leben auf einmal, ohne daß dem Menschen die Möglichkeit einer Abwehr bliebe.

Uns sind die Vorgänge des Vesuv, jenes majestätischen schwarzen Berges am Golf von Neapel, am meisten bekannt. Als einziger des europäischen Festlandes, ist er geologisch in sofern bemerkenswerth, als er entgegen der allgemeinen Regel, vereinzelt auftritt. Der älteste geschichtlich bekannte Ausbruch ist der vom Jahre 79 nach unserer Zeitrechnung. Er zerstörte die Städte Pompeji, Herculannum und Stabæ und vernichtete über 30 000 Menschenleben. Der berühmte Schriftsteller Plinius kam bei den Betrachtungen dieses Ausbruches, der das Interesse des Gelehrten mächtig anregte, um's Leben. Man fand ihn später unter Asche verschüttet, die Aufzeich- nungen, die sein gleichnamiger Neffe als Unterlage zu einem sehr guten Briefe über den Ausbruch verwertete, in der Hand haltend. Dem eigentlichen Auswurf dieser Berge geht meistens eine Erdrerschütterung oder ein dumpfes unterirdisches Rollen voraus. An- zeichen für eine nahe Katastrophe gibt es keine sicheren. Beim Vesuv achtet man genau auf die Farbe und die Menge des aufsteigen- den Rauches. Besonders ein Verfliegen, des letzteren gilt als ein ungünstiges Vorzeichen, weil man daraus eine Verstopfung des Schlun- des befürchtet. Ebenso ungewiß wie die Vor- zeichen einer Katastrophe sind die Perioden nach denen eine solche eintritt und der Ver- lauf, wie die Begleitererscheinungen derselben.

Der Scheregen, den der Schlund aus- schleudert, ist meist ungefährlich. Die Asche ist abgekühlt durch den langen Weg durch die Luft. Sie fällt allerdings oft mehrere Zoll hoch, je nach dem Winde, und schadet dann den Pflanzungen. Bei diesem Aschenregen, der 1860 auf Réunion 300 Millionen Kilo- betragen haben soll und der vom Vesuv aus schon bis gen Konstantinopel getragen wurde, bleibt es aber nicht immer. Oft folgen Ge- steinströmer aus Trachyt und Granit, es regnet Bimssteinstücke, Schlacken und Lava- bomben bis zu 10 Centimeter Dicke. 1832 fand man am Vesuv solche Stücke von 2½

Centnern. Die Wurfhöhe erreichte oft 2000 Meter und man fand solche Trümmer schon 10 Kilometer weit. Während der Eruption schwankt der Boden oft auf ungeheure Ent- fernungen, der naheliegende zerklüftet sich, Gebäude und ganze Orte stürzen ein. Die Quellen versiegen und neue thun sich auf.

Durch die Erdverschiebungen verändern Flüsse ihren Lauf oder bilden Seen, denn oft heben sich plötzlich ganze Länderstriche, wie die Küste von Chile, die sich im Jahre 1822 auf eine Strecke von 150 Kilometer um drei bis sieben Fuß erhöhte. Nach Plinius sank dagegen der Berg Cybolicus und die Stadt Kuß in Kleinasien hinab. Die Reste des ehe- mals so herrlichen Tempels des Jupiters Sera- pis zu Puteoli bei Neapel zeigen an den drei noch stehenden Säulen deutliche Spuren von Bohrmuscheln. Diese Trümmer sind also ehe- mals mit dem ganzen Gelände unter die Meeres- oberfläche gesunken und später durch vulkanische Gewalten wieder gehoben worden. Diese herr- liche Gegend zeigt überhaupt unheimliche Ver- änderungen in ihrer Oberfläche, und es bedarf die Bevölkerung des ganzen wunderbar trüm- merreichen Gebietes der Neapolitaner, um auf solchem unsicheren Boden ihr dolce far niente zu bewahren. 1538 entstand hier auf einmal ein neuer Berg, der Monte nuovo. Furchtbar war das Ereignis, welches dieses Paradies im Jahre 1631 am 16. Dezember traf. Seit einem halben Jahrtausend galt der Vesuv für er- loschen, um dann mit ungeheurer Macht sein Unheil über 40 blühende Orte zu ergießen. Sieben Tage dauerte das Unglück und noch bis zum März des nächsten Jahres tobte der Berg im Inneren. Ueber 4000 Menschen und 10 000 Stück Heerdenvieh kamen dabei um. Zeitgenössische Chroniken schildern das Ereig- nis fürchtbar. Man sandte Boten aus, um das Ende der Welt zu verkünden. Das Volk aber lag vor den Altären und der damals so leichtsinnige und gnußsüchtige Adel wande- lte mit dem Bettler in langer Prozession zur Maria del Carmine. Aber unter diesem prächtigen Himmel kann der Mensch nie lange traurig sein, und mag Neapel noch tausende Male die Schrecken des Höllenschlundes zu kosten haben, solange nur wird der Eindruck anhalten, bis der Vulkan seine gewöhnliche Ruhe wieder angenommen und friedlich ran- chend seine Rauchwolken gegen den ewig blauen Himmel sendet.

Im Jahre 1861 brach der Vesuv nahe an seinem Fuße auf und sandte ungeheure Lava- massen über die Gegend. Die Lavaströme sind eine zähflüssige aber nicht allzu heiße Masse, die meist durch ihren ungeheuren Druck die Wände des Kraters durchbricht und sich dann über die Anhänge in feurigen Strömen er- gießt. Der im Jahre 1669 Catania zer- störende Lavastrom des Aetna erreichte eine Länge von 27 Kilometer bei einer Breite von 11 Kilometer. Derselbe Krater sandte 1819 einen Lavastrom von solcher Masse und Tem- peratur aus, daß dieser erst nach sieben Mo- naten gänzlich erkaltete. Die Geschwindigkeit, mit der sich diese glühende Flutwelle fortbe- wegt, ist z. B. am Vesuv im Jahre 1774 in der Minute über zweihundert Meter gewesen. Den Auswürfen folgen oft ungeheure Luster- schütterungen, so wurden 1822 die Decken des Palastes zu Portici dadurch gesprengt. Der Anblick der Sonne wird oft durch den dichten Rauch und den Scheregen so sehr verhüllt, daß man in Quito bei den Ausbrüchen des Wichincha mit Laternen auf den Straßen ging. Aber auch das Meer an dem ja fast alle Vul- kane liegen, hat die Schrecken der Erschütte- rungen, die im Jahre 1827 in Neugramada fünf Minuten dauerten, zu kosten. Seefahrer glauben aufgefahren zu sein, das Meer steigt hoch auf. Bei den Antillen bildeten sich 1755 Wasserberge von 7 Meter Höhe, bei Chile wich das Wasser dagegen 1822 und entblöhte den Grund.

Weil sich die vulkanischen Gebirge, wie ge- sagt, längs den Küsten oder als Küsteninseln erheben, ist es naheliegend anzunehmen, daß

sich Meerwasser in den Feuerherd ergießt. Merkwürdig ist der Fischauswurf der Vulkane des Hochlandes von Quito, von denen Humboldt berichtet. Ein Höhlenfisch, eine Art Wels, wird zu Tausenden durch den Vulkan ausgespien. Erreicht die Lava das Meer, wie z. B. im Jahre 1803 bei Neapel, dann bedecken viele tausend Fischleichen die heiße Oberfläche. Ganze Flüsse werden verpestet, wie der Magdalenenfluß im Jahre 1827. Denn diese Lavamasse ist oft eine ungeheure. Der Mauno-Loa auf den Sandwichinseln schleudert oft einen glühenden Lavaström von 30 Meter Dicke, wie eine Fontaine auf 350 Meter Höhe senkrecht in die Luft. Solche Feuermassen bilden dann über Felsen stürzend, wunderbare Feuer cascaden.

Finden solche gigantische Evolutionen unter dem Meere statt, dann bilden sich Hebungen und Senkungen des Bodens, durch die beispielsweise die Insel Sabrina am 30. Januar 1811 in den Azoren, und 1831 Nerita bei Sizilien gebildet wurden. Doch verschwinden diese lockeren Bildungen wieder durch die Meeresbrandung.

Die plötzliche Verdichtung der Dämpfe, die der Vulkan in die kältere Außenluft schleudert, verursachen eine gewaltige elektrische Spannung, Blitze fahren aus dem wildtobenden Chaos empor und Donnerschläge unterbrechen das wilde unterirdische Getöse. Zum Schluß geht meistens ein gewaltiger Regen vom Berggipfel hernieder, der oft für einen Wasseranwurf angesehen wurde.

Wir Mitteleuropäer haben ja stellenweise auch alten vulkanischen Boden unter unseren Füßen, aber vor dem Schrecken solcher Evolutionen bleiben wir wohl bewahrt.

### Das Wetter im Gebirge.

Von Max Real.

Für den Alpinisten, sei er nun ein Gipfelfürmer, ein Hochwanderer oder ein Thalhummler, ist das Wetter ein ausschlaggebender Nachtfaktor, den er mit in die Berechnung seiner Pläne ziehen muß, wenn sie stimmen soll, denn vom Wetter hängt das Gelingen einer Tour, vor allem natürlich einer Hochtour so wesentlich ab, daß es eigentlich nur selbstverständlich ist, wenn die Frage: wie wird morgen das Wetter? vorwiegend die Unterhaltung unter Touristen bildet. So wenig es im gewöhnlichen Leben als geistreich und geschmackvoll gilt, vom Wetter zu reden, so bedeutungsvoll und wichtig wird dieses Thema im Gebirge. Und da gilt es eine interessante Erscheinung festzuhalten, die man duzendmal beobachten kann, nämlich daß die meisten Touristen, in bezug auf das Wetter Optimisten sind. Ich spreche hier aus persönlicher Erfahrung. Wir sahen eines Tages auf der Post in Kasserent. Der Ort führte, damals wenigstens, seinen Namen nicht umsonst, denn der Regen ging in Strömen nieder, die von Just kommende Straße gleich einem Morast und von den Bergen verwehte man überhaupt nichts zu sehen. Es waren außer uns in dem niederen Gastzimmer der „Post“ noch eine größere Anzahl Touristen versammelt, die morgen den herrlichen Fernpaß überschreiten wollten, und die sich, ohne recht bei der Sache zu sein, die Zeit mit Lesen oder Kartenspiel vertrieben. Man sprach von diesem und jenem, bei allen aber herrschte nur der eine Gedanke vor, ob dieser feuchte Segen von oben noch lange andauern werde. Man fragte den Posthalter, der zweifelnd mit den Achseln zuckte, man interviewte den Aufscher, der vielsagend die Augenbrauen in die Höhe zog und den Mund spitzte, als ob er pfeifen wollte, man suchte den Hausknecht durch ein entsprechendes Trinkgeld zum Sprechen zu bringen, aber das Drakelhafte seiner Antwort stand im umgekehrten Verhältnis zur Größe des ihm verabreichten Trinkgeldes, und schließlich wendete man sich an die Kellnerin, die jedoch alle Angriffe auf ihre Wetterkenntnisse mit

der stereotypen Redensart abschlug, sie sei acht Tag im Ort und während dieser acht Tage habe es immerfort geregnet. Das alles bot natürlich sehr wenig Trost und so verlegte man sich auf das eigenhändige Prophezeien. In Gruppen standen sie vor der Hausthüre und blickten zum grauen Himmel empor, der unaufhörlich und unerträglich Tropfen um Tropfen herabhandte.

„Sehen Sie, wie die Wolken die Berge hinaufziehen,“ sagte ein älterer Herr, der sich in seinen Havelock gehüllt hatte, „das ist ein gutes Zeichen. Ich wette, daß es morgen schön sein wird.“

„Wir ist's, als ob es schon nicht mehr so stark regnete,“ meinte eine junge, schlanke Dame, während ihr der Wind den kalten Regen ins Gesicht jagte.

Jetzt mischte sich ein Tourist, dessen Antecedentien nach Berlin wiesen, in das Gespräch. „Meine Herrschaften, soweit ich die Situation übersehen kann, bekommen wir morgen einen herrlichen Tag.“ Allgemeines Beifallsgemurmel. „Der Wind kommt von dort herüber, das ist ein guter Wind, auf den kann man sich verlassen, ich kenne das.“

So legte man sich denn mit den besten Hoffnungen bezüglich des Wetters zu Bett und am nächsten Morgen — regnete es genau so, wie am Abend vorher. Schnürl, nichts wie Schnürl.

Derartige Enttäuschungen sind im Gebirge nichts Seltenes, weil eben das Wetter auf die meteorologische Wissenschaft und auf die auf lokale Verhältnisse gestützte Prognose der Einheimischen keine Rücksicht nimmt. Daß es gewisse Anzeichen giebt, aus denen man das Wetter annähernd wenigstens für den Ort und seine allernächste Umgebung bestimmen kann, ist zweifellos. Aber die Zahl der Treffer, die man auf Grund dieser Anzeichen erzielt, bleibt immer noch so weit hinter der berechtigten Erwartung zurück, daß man niemals mit der vollen Sicherheit auf die Erfüllung seiner Prophezeiung rechnen kann, die für die Touristen von so großer Wichtigkeit wäre. Ich habe auf dem Gebiet vielfache Erfahrungen gesammelt, die mir insofern von Nutzen waren, als ich in den letzten Jahren auf allen meinen Touren gutes Wetter hatte und immer im Quartier oder wieder zu Hause war, wenn das Wetter umschlug, von ganz plötzlichen Wetterstürzen selbstverständlich abgesehen. So verlege ich z. B. die Ausführung einer Tour niemals auf eine Zeit, wenn abnehmender oder Neumond im Kalender steht, denn zum mindesten an Neumond tritt sicher ein Wechsel des Witterungscharakters ein. Ich weiß, daß die Meteorologen über meine Behauptung als eine unwissenschaftliche lachen werden, denn bekanntlich stellen sie direkt in Abrede, daß der Mond irgend welchen Einfluß auf das Wetter haben könne. Aber trotz dieser ablehnenden Standpunkte der meteorologischen Wissenschaft, die ja selbst noch in den Kinderjahren steckt, bleibe ich bei meiner Meinung. In der Theorie mögen sie ja vielleicht Recht haben, die Praxis jedoch giebt vorläufig noch mir recht. Natürlich müssen auch noch andere Faktoren mitwirken, um hier das gewünschte Resultat zu erzielen. Ein solcher Faktor ist der Wind, der aber beweglicher Weise nur in lokaler Hinsicht in Betracht kommen kann. Für den einen Ort ist der Südwind, für den anderen der Ostwind von Bedeutung. Es ist deshalb von Vorteil, sich in seinem Standortquartier sofort nach der Richtung zu erkundigen, von der der sogenannte gute Wind zu kommen pflegt, man kann dann sehr leicht das Wetter für den nächsten Tag, natürlich auch hier wieder in Verbindung mit anderen Momenten selbst bestimmen. Ich hatte vor Jahren einige Wochen im Kesselberggasthaus an der neuen Kesselbergstraße Aufenthalt genommen. Hier habe ich die Bedeutung des Windes für die Gestaltung des Wetters kennen gelernt. So gegen 9 Uhr erhob sich fast täglich ein heftiger Wind, der sich während der Nacht zum Sturm steigerte, und der dann das Haus in

seinen Grundvesten erschütterte. Man machte mich damals aufmerksam, daß dieser Wind ein gutes Zeichen sei, und das hatte stets gestimmt. Möchte das Wetter am Abend und am frühen Morgen noch so ungünstig aussehen, es wurde, wenn nachts der Sturm an unseren Fensterläden gerüttelt und im Ramin gehault hatte, herrliches Wetter. Ich verließ mich auf dieses Zeichen so vertrauensvoll, daß ich einmal sogar bei strömendem Regen morgens den Aufstieg auf den Herzogenstand unternahm. Mein Vertrauen auf den Wind wurde auch nicht getäuscht, ich hatte noch selten einen so herrlichen Tag erlebt wie diesen. Nur zweimal blieb der Nachtfurm aus, der übrigens oft so stark war, daß der Kesselsee mit zimmerhohen, schaumgekrönten Wellen ging, und diese beiden Male hatten wir den folgenden Tag Regen.

Ich sprach oben von anderen Momenten, die bei Vorausbestimmung des Wetters nicht übersehen werden dürfen und ich will jetzt eine Reihe dieser Momente besprechen, wobei ich bemerke, daß ich dieselben alle wiederholt auf ihre Verlässlichkeit erprobt und mit denselben ca. 70—80 pCt. Treffer erreicht habe. Das ist immerhin etwas, bei der Ungewißheit, mit der jetzt noch die Meteorologie zu arbeiten gezwungen ist.

Abendrot besonders nach einem regnerischen Tage läßt auf einen kommenden Sonntag rechnen, der aber ganz bestimmt eintritt, wenn der Wind von der guten Seite weht. Morgenrot dagegen bringt mit unheimlicher Sicherheit, auch wenn der herrlichste Tag angebrochen ist, in kurzer Zeit schlechtes Wetter oder zum mindesten ein Gewitter. Daß natürlich der Barometerstand von Bedeutung ist, brauche ich wohl kaum eigens zu erwähnen, obwohl derselbe oft die unberechenbarsten Sprünge macht.

Ein vortreffliches Zeichen ist es ferner, wenn über Nacht Thau gefallen ist oder die Preiselbeer- oder Brombeerstände zahlreich mit den Regentropfen einer gewissen Spinnenart überzogen sind, von der man sagt, daß sie nur bei andauernd schönem Wetter ihre Netze anspannen. Steht das Gewölk besonders morgens und abends sehr hoch über den Bergen, dann darf man annehmen, daß die Sonne bald zum Durchbruch kommt. Rücken dagegen die Berge scheinbar ganz nahe zu uns heran und kann man alle Gegenstände infolge der klaren, von Feuchtigkeit erfüllten Luft deutlich und scharf erkennen, so kann man sich auf einen Umschlag des Wetters gefaßt machen. Je kälter es morgens ist und je mehr die Berge in Dunst gehüllt sind, um so besser ist es. Auch Neuschnee nach Regen läßt auf eine Besserung des Wetters hoffen.

Außer jener bereits erwähnten Spinne giebt es auch noch andere Tiere, die Wetterpropheten sind. So sieht man es gerne, wenn Schwalben recht hoch fliegen und es gilt als kein erfreuliches Zeichen, wenn sie laut schreiend hart am Boden dahin streichen.

Eine alte Regel sagt, wenn das Vieh den Berg aufwärts graßt, so bleibt es gutes Wetter, im umgekehrten Fall aber giebt es einen Umschlag.

Selbstverständlich gewinnt die Voraussage an Wahrscheinlichkeit, je mehr von diesen eben aufgeführten Erscheinungen zusammentreffen. Oft freilich lassen einem alle diese Momente, die für gutes Wetter sprechen, im Stich. Es war Abendrot, die Kühe grasen aufwärts, die Schwalben fliegen fast in den Wolken, der gute Wind geht, und doch regnet es fort und fort, trostlos und entsetzlich einen Tag wie den andern. In einem solchen Falle habe ich ein probates Mittel: ich bin der Gescheidtere und gebe nach, d. h. ich weiche dem Wetter aus. Mit dem nächsten Zuge verlasse ich die ungaseliche Gegend und fahre selbst viele Stunden weit nach irgend einem andern Orte, von dem ich annehme, daß er außerhalb des Regencentrums liegt, in das ich geraten war. Diese Flucht vor dem Wetter war immer erfolgreich. Ein schlagendes Beispiel hierfür: Einen Pfingsttag fuhren wir nach Kuffstein, um über das

Strippenjoch ins Innthal zu gelangen. Es regnete schon, als wir München verließen, in Ruffstein aber regnete es noch mehr; wir warteten einen Tag, aber vergeblich, die Schleusen des Himmels wollten sich nicht schließen. Da setzten wir uns auf die Bahn, um einmal vorläufig nach Innsbruck zu gelangen, vielleicht war dort der Himmel gnädiger. Und meine Berechnung traf zu; als wir in die Nähe Innsbrucks kamen, schien die Sonne, es war dort überhaupt nicht ein Tropfen gefallen. Diese merkwürdige Thatsache habe ich zu wiederholten Malen beobachtet. Es mag ja unangenehm sein, eine geplante Tour aufgeben oder auf eine Bergfahrt verzichten zu müssen, auf die man sich schon längst gefreut hat. Aber was nützen alle schönen Pläne, wenn man sie dank des andauernden Landregens nicht ausführen kann. Statt sein Geld und seine Zeit unthätig in einem Bauernwirthshaus zu verbrauchen, ist es doch vernünftiger und richtiger, mit neuen Plänen und neuen Hoffnungen der Sonne und dem schönen Wetter nachzureisen.

### Ein Sieger.

Novellette von R. Hirschberg-Fura.

Frau verwitwete Amtsrichter Winkler ordnet noch einiges an dem für drei Personen gedeckten Abendtisch. Der Theekessel brodelte, und die Hängelampe wirft einen milden Schein über das gelblich weiße Tisch Tuch. Ihre jüngere Schwester Elisabeth sitzt bei einer kleineren Lampe am Sofa-Tisch, liest „Romeo und Julia“ im Urtext, schlägt die ihr fremden Wörter in dem dicken Wörterbuch nach und trägt sie sorgfältig in ein kleines blaues Schreibheft ein.

„Wie lange Otto heute wieder ausbleibt!“ murrte Frau Martha. „Es ist wirklich rücksichtslos von ihm, uns mit dem Abendessen so lange warten zu lassen. Du wirst Mühe haben, ihm später diese Unpünktlichkeit abzugewöhnen.“

Elisabeth blüht lächelnd von ihren Büchern auf:

„Das wird schwer halten. Wenn er vielleicht an einem Krankenbett zurückgehalten wird, kann ich ihm das doch nicht abgewöhnen. Ich weiß, sowie sein Beruf ihn frei läßt, säumt er keinen Augenblick, zu mir zu kommen.“

„Du hast immer eine Entschuldigung für ihn.“

„Nur, wenn Du ihn anlagst. Ich kann doch nicht dulden, daß ihr euch etwa gar zankt.“

„Davon kann ja keine Rede sein. Ich meine nur, er könnte Dir, und da ich Mutterstelle bei Dir vertritt, auch mir etwas mehr von seiner Zeit opfern und nicht immer bloß auf ein Stündchen zum Abendbrot herkommen. Er fühlt sich Deiner zu sicher und giebt sich schon ganz als bequemer Ehemann.“

„Aber Schwester!“ ruft Elisabeth erstaunt aus, „wir sind unserer doch auch schon ganz sicher. Wir sind ja verlobt!“

„Das ist aber alles so schnell gegangen. Er könnte wohl erst noch etwas um Dich werben! Du giebst Dich ihm zu sehr hin.“

„Ich verstehe Dich nicht, Martha. Warum sollen wir noch Komödien mit einander aufspielen und Versteckens mit unserer Liebe spielen, da wir doch längst wissen, daß wir ohne einander nicht sein können?“

„Du bist natürlich in Deiner Verliebtheit ganz blind. Aber mich als Deine Schwester beunruhigt es, daß Dir Otto so gar keine Beweise seiner Liebe giebt. Er müßte mal irgend etwas thun, daß Du sehen kannst, wie sehr er Dich liebt!“

„Aber Martha, das weiß ich doch längst.“

„Ja, Du glaubst es zu wissen. Aber Du kannst es Dir, wenn Dich einmal ein Zweifel ankommt, nicht beweisen!“

„Einer Liebe, die zweifelt, läßt sich überhaupt nichts beweisen.“

„Doch, Elisabeth! Du müßtest ihn nur einmal auf die Probe stellen und sehen, ob er Dir zu Liebe irgend ein Opfer bringen kann. Er hat bis jetzt weiter nichts gethan, als Dir gestanden, daß er Dich gern haben möchte, und Du bist ihm gleich um den Hals gefallen.“

„Das ist ganz natürlich. Denn ich will ihn auch gern haben.“

„Du brauchst es ihn aber nicht so merken zu lassen.“

Elisabeth muß laut lachen: „Da müßte er aber zu dumm sein, wenn er sich das verheimlichen ließe. Ich kann nichts dafür, wenn er es merkt. In einem halben Jahre habe ich meine Lehrerinnenprüfung gemacht. Dann heiraten wir, und dann wird er es noch viel mehr merken.“

Frau Martha sieht ihre Schwester einige Augenblicke schweigend an. Dann fragt sie:

„Warum machst Du eigentlich überhaupt das Seminar noch durch? Ich halte es ja für sehr vernünftig. Aber ich möchte nur mal wissen, ob Du Dir selber darüber klar bist.“

„Das ist doch ganz selbstverständlich. Otto ist ja durchaus damit einverstanden! Als wir uns vor sechs Wochen verlobten, haben wir gleich die Hochzeit auf eine Woche nach dem Bestehen meiner Prüfung angesetzt. Otto wollte mir es nicht zumuten, daß ich um feinerwillen das Seminar so kurz vor der Prüfung verlassen sollte. Es ist zu drollig: Er sagte, ich sollte ihn nicht aus Noth heiraten, um eine Verjüngung zu haben, sondern aus freien Stücken, obwohl ich eine glänzend bezahlte Sprachlehrerin werden könnte. Nun darf ich also erst die Prüfung abmachen. Ich freue mich so sehr, wenn ich es ihm in allen Dingen recht machen kann!“

„Das ist eben nicht genug und zeugt von zu wenig Selbstachtung. Das Festhalten an Deiner Lehrerinnenbildung ist ein sehr vernünftiger Gedanke von Otto und so ziemlich das Einzige, was ich bisher an seinem Verkehr mit Dir zu loben finde. Aber Du mußt ihn nur auch selbst richtig verstehen und dann aus der bestandenen Prüfung auch das nötige Selbstbewußtsein schöpfen.“

„Da brauchst Du keine Sorge zu haben, Martha. Ich werde sehr stolz auf meine Censuren sein. Es würde mir wirklich sehr leid gethan haben, wenn ich so kurz vor dem so fleißig angestrebten Ziele hätte umkehren müssen. Die anderen hätten doch sicher gesagt, ich heiratete nur aus Angst vor der Prüfung. So aber werde ich mir wahrscheinlich das beste Zeugnis von allen holen und dann stolz sagen: Wenn ich wollte, könnte ich jetzt zu allererst von euch allen Lehrerin an der höheren Mädchenschule werden. Aber ich will nicht, ich trete euch meine Stelle ab und heirate meinen Otto.“

Es dauerte noch fast eine Stunde, bis der säumige Bräutigam endlich erscheint. Frau Martha ist über sein Ausbleiben immer verstimmt und auch Elisabeth ein wenig ungeduldig geworden. Aber wie der junge Arzt nun endlich ins Zimmer tritt, fliegt sie dem starken ein wenig ungeschlachten Menschen stürmisch an die Brust und birgt ihr glühendes Antlitz in seinem regenfeuchten Vollbart.

Das Abendessen geht nicht ohne kleine Neckereien vorüber, daß der Herr Otto so lange hat auf sich warten lassen.

„Martha hat ganz recht,“ sagt schließlich Elisabeth lächelnd, „Du könntest mir wohl einmal etwas zu Liebe thun und pünktlicher und auf längere Zeit zu uns kommen. Jetzt mußt Du ja doch schon wieder gleich fort.“

Otto erwidert: „Ich nehme diesen Vorwurf, den Du mir eben im Scherz machst, um so ernster, als ich ihn mir selbst schon so oft gemacht habe. Ich habe zu viel zu thun, und der Weg von meiner Klinik bis zu Dir ist so weit, daß wir uns fast nie haben können. Das geht aber nicht so weiter. Ich halte es ohne Dich nicht aus. Ich habe mir nun überlegt, daß die Geschichte mit Deiner

Lehrerinnenprüfung eigentlich ein recht überflüssiger Kram ist. Wir haben uns lieb. Alles andere geht uns nichts an. Meine Wohnung und mein Einkommen reichen für uns beide aus, ich schlage Dir also vor, Du trittst aus dem Seminar aus, wir bestellen morgen das Aufgebot, in drei Wochen sind wir verheiratet, und dann können wir uns viel öfter sehen, als jetzt, und so lange, wie heute, brauchst Du nie mit dem Abendbrot zu warten.“

Elisabeth sinkt glücklich an seinen Hals und sagt nur: „Mein lieber Mann.“

— Otto ist gegangen. Die Schwestern sind allein. Elisabeth merkt kaum, wie verstimmt ihre Schwester ist, die ihre Einwilligung zur beschleunigten Heirat nur sehr kühl gegeben hat. Jetzt faßt die Braut mit glücklichem Stolz die Hand Marthas und fragt: „Nun, ist es Dir jetzt Beweises genug, wie sehr er mich liebt?“

„Liebe? — Ich sehe nur einen Beweis von Selbstsucht und Bequemlichkeit. Er fordert von Dir jedes Opfer, und selbst thut er Dir nichts zu Liebe!“

Elisabeth aber spricht mit leuchtendem Antlitz: „Kein Schwester; nicht nur in dem, was sie thut, erweist sich die Liebe, sondern noch mehr in dem, was sie fordert. Durch nichts beweist eine Liebe ihre Größe mehr, als wenn sie mit ruhigem Gewissen ein Opfer zu verlangen den Mut hat. Höflichkeiten und Rücksichten mag Otto anderen Leuten erweisen, an die er kein Recht hat. Mich soll er lieb haben, und ich bin glücklich, daß er mich als sein Eigentum betrachtet!“

### Pyramidenrätsel.

a Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen 1. einen Konsonanten, 2. eine europäische Hauptstadt, 3. eine Stadt Tyrols, 4. eine altgriechische Stadt, 5. eine norwegische Stadt. Wichtig gefunden nennt die senkrechte Mittelreihe eine bekannte Oper von Bellini.

### Dreißilbige Charade.

Die ersten Beiden schenkt uns die Natur Und mannigfach hat sie der Mensch verwandt Geh nur spazieren Du in Feld und Flur, Dann findest Du sie oft im Ackerland. — Die Zweite ist sie groß und hast Du sie zu geben, So geht es, ach gar oft um Haus und Hof und Leben.

Das Ganze ist ein sagenhaftes Wesen Und hast Du schon als Kind von ihm gelesen, Doch taucht es auf nur in gewissen Bergen, Ist keines von den Riesen oder Zwergen.

### Füllrätsel.

r . . . b . . . An Stelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen. Gegeben sind 2 a, 3 o, 1 e, 1 b, 1 d, 1 e, 1 f, 4 m, 1 o, 3 r, 1 t, 1 u. Wichtig gefunden ergeben sich 8 dreißilbige Wörter, die — aber in anderer Reihenfolge — nennen: einen polnischen General, Teil eines Wagens, eine schottische Stadt, einen steierischen Fluß, ein honigartiges Getränk, eine Stadt in Marocco, eine italienische Stadt, ein Salz.

### Zweißilbige Charade.

Schließ' meine Erste nur mit Guten du, Thust du's mit Bösen, hast du wenig Ruh'. — Mein Zweites ist ein gangbar nützlich Ding Um's Ganze willen Rancken auf man hing. Doch war's in fernem, schwerer Zeit Ein Zeichen, das dem Kampf geweiht! —

### Magisches Quadrat.

a b e e Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß e e e l die wagerechten und senkrechten Reihen l o r r gleichlautend nennen 1. einen griechischen Gott, 2. eine Blume, 3. ein Haustier, 4. eine bayrische Stadt.

### Magisches Dreieck.

a b d e e e Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen 1. einen Engländer, 2. einen griechischen Dichter, 3. einen Staat Arabiens, 4. einen Artikel, 5. ein Fürwort, 6. einen Buchstaben.